

Jetzt erst recht: Wider die Entmutigung

Mit Frühprävention bei Schwangeren und jungen eingewanderten Müttern ließen sich möglicherweise solche Gewaltausbrüche wie in Paris verhindern.

Von Marianne Leuzinger-Bohleber

Je suis Charlie...“, die spontane Solidarisierung von Tausenden, wirkt wie ein verzweifeltes Aufbegehren gegen extreme Gefühle der Ohnmacht und Verzweiflung angesichts der Terroranschläge in Paris und deren brutalem Angriff auf die Grundwerte westlicher Gesellschaften. In den zahlreichen Beiträgen zu möglichen Ursachen der Zunahme von Fundamentalismus, Gewalt und globalisiertem Terrorismus hat sich zumindest eines gezeigt: Es gibt keine unikausalen Erklärungen; ökonomische, gesellschaftliche, religiöse und psychologische Faktoren wirken in komplexer Weise ineinander. Daher breitet sich eine große Ratlosigkeit aus sowie ein Grundgefühl, die Gefahr weiterer terroristischer Anschläge kaum mindern zu können.

Dennoch, es ist nicht nur eine Trotzreaktion, wenn wir daran festhalten, dass neben politischer Wachsamkeit vor allem der Dialog mit gesellschaftlichen Randgruppen und Prävention dringend notwendig ist. Jugendliche, die in ihrem adoleszenten Identitätsfindungsprozess scheitern und weder persönlich noch beruflich Perspektiven entwickeln können, sind, wie dies die Brüder Chérif und Said Kouachi exemplarisch zeigen, besonders anfällig für Radikalisierungen und für eine Verführung durch fundamentalistische Ideologien und „Ersatz-Vaterfiguren“. Farid Benyettou hat die Brüder während ihrer adoleszenten Selbstfindungskrise fasziniert und „islamisiert“. Fundamentalistische Ideologien verleihen Jugendlichen klare Orientierungen, eine eindeutige Gruppenzugehörigkeit, einen Lebenssinn. Sie wissen nun genau, wie zwischen „gut“ und „böse“, „schwarz“ und „weiß“, einem „Gläubigen“ und einem „Ungläubigen“ zu unterscheiden ist: Sie haben ein basales Vertrauen in eine Weltanschauung, eine Religion und deren idealisierte Führer gefunden.

Vielleicht wurde die Macht der Sehnsucht nach eindeutiger Zugehörigkeit und klarer Orientierung besonders bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund in unseren westlichen Gesellschaften unterschätzt. Der Psychoanalytiker und Mentalisierungsforscher Peter Fonagy, weist in verschiedenen neueren Arbeiten auf den evolutionären Überlebensvorteil des „epistemic trust“ hin. Die Fähigkeit zur basalen Unterscheidung des Primatenjungen, welchem Gegenüber vertraut, wem hingegen misstraut werden muss, habe sich erst vor zirka 300 000 Jahren entwickelt und sich im folgenden als enormer Überlebensvorteil erwiesen. Jedes Primatenjunge ist nicht nur auf den Schutz seines Muttertiers, sondern der „Familien“ beziehungsweise Herden angewiesen, die es bei Gefahren schützen. Es muss daher lernen, den mentalen Zustand eines Anderen sowie die Zugehörigkeit zur Stammgruppe zu erkennen und gezieltes Vertrauen in Freunde zu entwickeln. Wie die Studien des amerikanischen Anthropologen und Verhaltensforschers Michael Tomasello zeigen, hat sich der evolutionäre Vorteil, die Absichten anderer zu erkennen, beim Menschen durch die Fähigkeit weiter ausgebaut, auch sprachlich zu kommunizieren und Werte und Ziele zu teilen.

Deshalb muss wohl das Bedürfnis von Jugendlichen in ihrem adoleszenten Ablösungsprozess von den Primärfamilien, einer bestimmten Peergruppe anzugehören und Werte, Ziele und Lebensentwürfe zu übernehmen, als eine Art biologisch angelegte Überlebensstrategie betrachtet werden. Gelingt es etwa in der Schule nicht, die Bedürfnisse nach Zugehörigkeit und Anerkennung in der Peergruppe zu stillen und dem Einzelnen ein Grundgefühl zu vermitteln, in unserer Gesellschaft willkommen und gebraucht zu sein, werden diese Wünsche auf andere Gruppen, also auf den Salafismus, oder auf eine idealisierte, heroische Kampfgemeinschaft wie die IS – gerichtet. Als Held für diese Zugehörigkeit zu morden und zu sterben, und dies medial sichtbar für die ganze Welt, kann dann, wie bei den Pariser Attentätern, zum Kern des narzisstischen Selbstgefühls – zum Lebenssinn schlechthin – werden.

Die Entwicklung dieses „epistemic trust“ und einer klaren Gruppenzugehörigkeit ist für alle Jugendlichen wichtig. Allerdings zeigen viele Studien, dass Jugendliche aufgrund von Gewalterfahrungen, emotionaler Verwahrlosung oder schweren frühkindlichen Traumatisierungen, wie sie besonders Amedy Coulibaly, der dritte Terrorist in Paris erlebt hat, für Radikalisierungsprozesse besonders anfällig sind.

Auf diesem Hintergrund sind zwar Präventionsprogramme für Jugendliche absolut notwendig, doch setzen sie oft zu spät an. Daher versuchen verschiede-



Alleingelassen: Eingewanderte Mütter brauchen frühzeitige Unterstützung.

Foto dpa



Foto Wolfgang Blum

Die Autorin

Marianne Leuzinger-Bohleber hat Medizin, Klinische Psychologie, Germanistik und Heilpädagogik in Zürich studiert und in den Vereinigten Staaten geforscht. Sie lehrt seit 1988 Psychoanalyse am Fachbereich 1 „Erziehungs- und Humanwissenschaften“ der Universität Kassel, zugleich ist sie Direktorin des Instituts für Psychoanalyse der Fachbereiche 1 und 4. Seit 2002 leitet sie auch das Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt, ist Lehranalytikerin der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV) mit einer freien Praxis in Frankfurt. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Studien mit ADHS-Kindern und traumatischen Kindheitserfahrungen.

ne Frühpräventionsprogramme, wie das Projekt „Erste Schritte“, Familien mit Einwanderungsgeschichte und traumatischen Flüchtlingerfahrungen schon in der frühen Elternschaft Hilfe anzubieten und emotionaler Frühverwahrlosung, Gewalt und Traumatisierung ihrer Kinder entgegenzuwirken (vgl. www.sigmund-freud-institut.de).

Das Präventionskonzept „Erste Schritte“, das in Frankfurt am Main von der Gemeinnützigen Hertie-Stiftung, dem Sigmund-Freud-Institut und dem Anna-Freud-Institut seit 2010 gemeinsam durchgeführt wird, zeichnet sich dadurch aus, dass Projektmitarbeiterinnen zu Schwangeren und jungen Müttern, die verpflichtende Integrationskurse (Sprachkurse) besuchen, eine vertrau-

ensvolle Beziehung aufbauen. Diese Kontakte sollen die Tendenz verringern, dass sich die Familien und insbesondere die jungen Mütter, die erst kurz in Deutschland sind, nach der Geburt des Kindes in Parallelgesellschaften zurückziehen und die Integrationskurse abbrechen.

Daher werden auch Hausbesuche angeboten, für viele dieser Frauen kurz nach der Geburt die einzigen außerfamiliären Kontakte hier in Deutschland. Die Frauen werden ermuntert, baldmöglichst ihre Sprachkurse wieder aufzunehmen und Gruppen zu besuchen, in die sie ihre Babys und Kleinkinder mitbringen können. In diesen Gruppen wird in flexibler Weise auf die jeweiligen Bedürfnisse der einzelnen Frauen/Familien ein-

gegangen, um sie in ihrer frühen Elternschaft zu unterstützen und mit dem Gastland vertraut zu machen, ohne aber die eigene Herkunft zu verleugnen. Das konkrete, psychoanalytisch orientierte Präventionsangebot in den Gruppen basiert auf einem Curriculum, das erfahrene psychoanalytische Kinder- und Jugendlichen-Therapeuten des Anna-Freud-Instituts, Frankfurt a. M. (AFI) entwickelt und evaluiert haben.

Erste Ergebnisse des „Erste Schritte“-Projekts zeigen zum einen, dass Familien mit Migrationshintergrund dieses Präventionsprogramm annehmen, obwohl sie oft als „schwer erreichbar“ gelten. Inzwischen wurden in Frankfurt am Main insgesamt 433 Familien kontaktiert. 233 davon aus 32 verschiedenen Nationen nahmen an den Erste-Schritte-Gruppen teil. Zum zweiten belegen die Ergebnisse, dass durch das Präventionsangebot die Integration von Kindern mit Migrationshintergrund und ihrer Familien verbessert und die soziale und sprachliche Entwicklung der Kinder gefördert werden kann.

Das aktive Zugehen auf die Familien mit Migrationshintergrund, wie dies in „Erste Schritte“ versucht wird, entspricht auch dem Rat führender Islamwissenschaftler, die eine der wesentlichen Quellen von sozialer Desintegration und Gewalt (vor allem bei muslimischen Familien) in der Reaktion auf eine Kränkung sehen, vom Einwanderungsland nicht in genügend guter Weise „willkommen heißen“ und akzeptiert zu werden. Paris hat uns drastisch vor Augen geführt, was geschehen kann, wenn solche Familien und ihre Kinder alleingelassen, statt unterstützt und in unsere Gesellschaft eingeschlossen werden.

Von Bildreizen als Beginn eines jungen Forscherlebens

Von der Kovalevskaja-Preisträgerin Katja Dörschner-Boyaci

Ist der Boden glatt oder griffig? Biologisch wichtige Entscheidungen wie diese richtig zu treffen, trägt mit Sicherheit zum erfolgreichen Überleben von Menschen bei. Solche Entscheidungen setzen voraus, schnell und genau zu erkennen, welche Oberflächenbeschaffenheit ein Objekt hat und aus welchem Grundstoff es besteht. Das menschliche Gehirn besitzt Kapazitäten, die es uns ermöglichen, die Materialeigenschaften aufgrund visueller Informationen zu bestimmen, um zu erkennen, ob etwas glatt und glänzend oder rau und rissig ist. Ob es sich, wenn man es berührt, weich oder kratzig, kalt oder warm anfühlt. Sogar komplexe physikalische Eigenschaften wie Viskosität können wir mühelos anhand von Bildern ableiten. Darüber hinaus sind Materialien und deren visuelle Qualitäten für uns nicht nur von biologischer Relevanz, sondern spielen auch in der Kunst und in der Unterhaltungsindustrie sowie in Produkt-design und Werbung eine enorm wichtige Rolle. Meine Forschung befasst sich mit der Materialwahrnehmung. Mich interessiert, welche Bildreize bei der Erkennung von Materialeigenschaften relevant sind und wie diese Reize vom menschlichen visuellen System verarbeitet werden.

Schon immer war ich vom Visuellen fasziniert. Ich wollte einen gestalterischen Beruf erlernen, habe gerne gemalt und gezeichnet. Nach meinem Abitur 1994 begann ich ein dreijähriges Studium an der damals von Professor Otto Kummert geleiteten Grafik Design-Schule Anklam (jetzt Greifswald). Neben primär gestalterischen Kursen wie Naturstudium, Farbe oder Komposition, waren auch Kurse in Mathematik oder Philosophie Teil des Curriculums. Vielleicht war es diese Kombination von Informationen, die damals die Frage in mir aufwarf, warum diese „Regeln“ der visuellen Gestaltung eigentlich funktionieren? Warum erscheint eine Komposition interessant und eine andere langweilig? Zunächst konnte ich über diese Frage nur im philosophischen Rahmen nachdenken, denn von der Wahrnehmungsphysiologie hatte ich bis dahin noch nichts gehört.

Doch das sollte sich ändern, als ich im letzten Jahr des Grafik-und-Design-Studiums zugleich eine Zusatzausbildung zur Multimedia-Designerin am Zentrum Graphischer Datenverarbeitung (ZGDV) Rostock begann. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie eine der Dozentinnen uns zwei Bücher vorstellte: Andersons „Kognitive Psychologie“ und Goldsteins „Wahrnehmungspsychologie“. Voller Begeisterung habe ich mir beide Bücher sofort gekauft. (Genau genommen war es mein Onkel. Dieser hat mir alle Bücherwünsche während des Designstudiums erfüllt). Allerdings war mir auch dann noch nicht klar, dass Psychologie und Wahrnehmungsforschung einmal meine Berufung werden sollten, denn zunächst hatte ich zwei Abschlussarbeiten vor mir: in Grafik- und in Multimedia-Design. Nach dem Ende beider Ausbildungen machte ich ein (bezahltes) dreimonatiges Praktikum am Fraunhofer Center for Research in Graphics (CRCG) in Providence, im US-Bundestaat Rhode Island. Das CRCG bot mir am Ende des Praktikums eine feste Stelle als Multimediadesigner an, und mit 22 Jahren blieb ich dann in den Vereinigten Staaten.

Obwohl meine Arbeit im Forschungsumfeld des CRCG wirklich interessant und abwechslungsreich war, hatte mich

meine Warum-Frage aus dem Designstudium nicht losgelassen (meine Anderson-und Goldstein-Bücher hatte ich mitgebracht). Immer mehr faszinierte mich dabei der menschliche Verstand und die Funktionsweise des Gehirns. Während dieser Zeit beschäftigte ich mich neben meiner Arbeit ein wenig mit Mathematik (komplexe Zahlen und lineare Algebra: mein Nachbar war Stringphysiker), und belegte einen sehr inspirierenden Einführungskurs in Psychologie bei Professor Dominic Valentino an der University of Rhode Island (URI). Danach stand dann für mich fest: Ich will Wahrnehmungsforscherin werden und ohne Verzögerung ein Ph.D.-Studium beginnen!

Diesen Beschluss präsentierte ich Professor Valentino, und nach einem herzlichen Lachen meinte dieser, nun ja, ich müsste doch erst einmal einen geeigneten Bachelor machen, was ich dann auch tat. Ich kündigte meinen Job am CRCG und schrieb mich für das Bachelorstudium in Psychologie an der URI ein.

Das Studium und meinen Lebensunterhalt bestritt ich als selbständige Graphikdesignerin, mit einem Job als Forschungsassistentin in der Gruppe von Professor Mike Tarr an der Brown University und mit Leistungsstipendien der URI. Die Krankenversicherung steuerten meine Eltern bei.

2002 hatte ich dann meinen B.A. in Psychologie in der Tasche, und im Herbst des gleichen Jahres begann ich mein Ph.D.-Studium in Experimenteller Psychologie an der New York University im Laboratorium von Professor Laurence T. Maloney. Vier Jahre später promovierte ich über das Thema: „Farbwahrnehmung in komplexen, dreidimensionalen Szenarien“. 2007, nach etwa einem Jahr als Postdoc an der University of Minnesota, Minneapolis, wurden meinem Mann (auch Wahrnehmungsforscher) und mir jeweils Tenure Track Positionen an der Bilkent Universität Ankara in der Türkei angeboten. Da wir, als Forscherpaar, das „Dualbody Problem“ kannten und mein Mann an einer der Eliteuniversitäten der Türkei ist, nahmen wir das Angebot an und siedelten Anfang 2008 in die Türkei.

Nach gut sechs Jahren stand nun wieder ein Umzug bevor: Ausgestattet mit einem Sofja Kovalevskaja-Preis, der von der Alexander von Humboldt-Stiftung vergeben und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert wird, komme ich nun nach Deutschland zurück. In den nächsten fünf Jahren werde ich zusammen mit meinem Team die Materialwahrnehmung an der Justus-Liebig-Universität im Fachbereich Psychologie erforschen. Für den Umzug nach Deutschland waren vor allem die einzigartigen Rahmenbedingungen des Preises sowie das exzellente Forschungsumfeld an der JLU – besonders im Bereich der Wahrnehmungspsychologie, ausschlaggebend.

In den nächsten Jahren wird mein Mann pro Jahr ein Semester an der Bilkent Universität arbeiten und den Rest des Jahres als Gastprofessor an der JLU forschen, unsere Tochter wird bei mir in Gießen bleiben. Bis zum 31. Mai 2015 sind beide noch in San Diego, mein Mann führt dort ein Fulbright-finanziertes Forschungsprojekt an der University of California San Diego (UCSD) durch.

Die Autorin ist Psychologin und eine der Preisträgerinnen des Sofja Kovalevskaja-Preises 2014.

Hoch dotierte Forschungsfreiheit

Der von der Alexander von Humboldt-Stiftung vergebene Sofja Kovalevskaja-Preis ist einer der höchst dotierten und attraktivsten deutschen Wissenschaftspreise. Junge Forscher können fünf Jahre lang unabhängig und ohne Verwaltungszwänge ein eigenes Forschungsprojekt an einem Institut ihrer Wahl in Deutschland beginnen und eigene Arbeitsgruppen aufbauen. Die Preissumme liegt bei bis zu 1,65 Millionen Euro pro Preisträger. Die Stiftung beabsichtigt damit, international umworbene Forschertalente schon zu Beginn einer vielversprechenden Karriere in Kooperationen mit Wissenschaftlern in Deutschland einzubinden. So sollen der Forschungsstandort und insbesondere der wissenschaftliche Nach-

wuchs in Deutschland profitieren. Bewerben können sich Wissenschaftler aller Disziplinen aus dem Ausland, die ihre Promotion vor nicht mehr als sechs Jahren abgeschlossen haben. Ausgezeichnet werden herausragendes Talent und kreative Forschungsansätze. Der Preis wird finanziert aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung.

Benannt wurde der Preis nach der 1850 geborenen russischen Mathematikerin Sofja Kovalevskaja. Sie wurde 1874 an der Universität Göttingen mit einer Dissertation „Zur Theorie der Partiiellen Differentialgleichungen“ promoviert und erhielt 1889 eine ordentliche Professur für Mathematik an der Universität in Stockholm. (oll.)



Verheißungsvoll: Die Preisträgerin mit Bildungsministerin Johanna Wanka und Helmut Schwarz, dem Präsidenten der Humboldt-Stiftung

Foto David Auserhofer